

# Spuren – Walter Hampeles poetische Summe<sup>1</sup>

VON NORBERT FEINÄUGLE

Aus der sicheren Distanz des damals gerade Zweiundvierzigjährigen hat Walter Hampel 1970 die Besprechung eines Gedichtbands von Otto Vatter eingeleitet mit den Sätzen: „Wer im 80. Lebensjahr der Öffentlichkeit eine Auswahl seiner Gedichte vorlegt, tut es nicht aus literarischen Gründen, schon gar nicht aus dem Wunsch nach Anerkennung oder Beachtung. Hier spricht einfach jemand, dem ein Leben lang in Frühling und Herbst, in Heiterkeit und Trauer fast selbstverständlich das Glück der sprachlichen Formulierung als Geschenk zuteil geworden ist.“<sup>2</sup>

Obwohl das damals in einem ganz anderen Zusammenhang stand, möchte ich diese Feststellung auf Walter Hampels eigenen Gedichtband beziehen. Er muss mit 80 nichts beweisen. Zehn Gedichtbände, mehrere Prosawerke, zahlreiche Beiträge zur Landeskunde und Landesgeschichte Hohenlohes, zur Mundartliteratur, zur zeitgenössischen Lyrik, daneben Gedenkartikel und andere anlassbezogene publizistische Arbeiten sind mehr als Beweis genug für seine Kreativität und sein literarisches Können, und die Öffentlichkeit muss nicht erst auf ihn aufmerksam gemacht werden. Aber er ist zweifellos jemand, dem „ein Leben lang ... fast selbstverständlich das Glück der sprachlichen Formulierung als Geschenk zuteil geworden ist“ und der deshalb immer wieder die Ernte seines Schreibens einfahren muss. Das Buch ist für den Autor ein Speicher, ein Magazin, in das er die guten Früchte einbringt nach strenger Sichtung, denn der Platz ist beschränkt, und es kommt nur haltbare Ware in Frage.

Aber lassen wir die Metaphorik. Das neue Buch von Walter Hampel bringt in sieben Kapiteln in strenger Konzentration die Themen, Motive und Formen, die ihn immer wieder in unterschiedlicher Intensität beschäftigt haben: Die Jahreszeiten in Natur und Brauchtum, das Leben und seine Vergänglichkeit, die Frage nach dem Sinn des Lebens, die Auseinandersetzung mit dem Tod. Summe heißt in diesem Fall ganz wörtlich: Es ist ein reichhaltiger Band geworden, der beinahe doppelt so viele Gedichte enthält wie eines der frühen Mundart-Bändchen. Im Wesentlichen sind es Texte aus den letzten zehn, fünfzehn Jahren. An den Anfang hat Walter Hampel drei Texte aus seinen frühen Jahren gestellt. Sie lassen

1 Vortrag zum öffentlichen Festakt anlässlich seines 80. Geburtstags am 20. Juni 2008 (geringfügig gekürzt und geändert). Aus diesem Anlass wurde sein neuer Band mit hochsprachlichen Gedichten vorgestellt: *Walter Hampel: Spuren. Gedichte*. Crailsheim 2008.

Die Seitenzahlen in Klammern nach den zitierten Gedichten beziehen sich auf diese Ausgabe.

2 Mitteilungen des Vereins Alt Hall e. V., Heft 2, Schwäbisch Hall 1971.

den Weg erkennen, den er zurückgelegt hat, und machen durch den Kontrast sensibel für die literarische Qualität seiner neuen Texte.

Vor der Fahrt nach Schwäbisch Hall habe ich die Landkarte genau studiert, verschiedene Alternativen erwogen – auch die Fahrt dem Kocher entlang. Mit geschärfter Aufmerksamkeit und vertieftem Verständnis habe ich mir dann noch einmal das folgende Gedicht – eine erste Kostprobe – angeschaut:

#### HOHENLOHER KOCHER

Nach den Limpurger Bergen  
 schafft er sich  
 nochmals Raum,  
 ehe er seine  
 Schlankheitskur beginnt  
 im Fitnessparcours  
 des Muschelkalks.

Der Wein  
 an den Hängen  
 dient ihm  
 zur Stärkung. (69)

Sehr prägnant gibt das Gedicht topografische und geologische Informationen. Die Enge des Muschelkalktals und die vielen Windungen des Flusses werden durch die Metaphern „Schlankheitskur“ und „Fitnessparcours“ sinnfällig und einprägsam. Zugleich ergeben diese zwei Stichworte aus der aktuellen Gesundheitsbewegung einen humorvollen Kontrast zwischen momentaner Mode und geologischen Zeiträumen. Hängen geblieben bin ich bei der Überschrift „Hohenloher Kocher“. Ist das Adjektiv überhaupt nötig? Ist es überhaupt eines? Man kann es ja auch als Substantiv verstehen: Der Kocher ist ein Hohenloher. Dann wird auch die Personifizierung des Flusses erst so recht deutlich, und die Flussbeschreibung wird unversehens zu einem kleinen Charakterbild des Hohenloher, der sich Raum lässt und erst einmal stärkt, bevor er neue Kraftakte auf sich nimmt. Und nicht zuletzt wird das Kochertal als Weingegend charakterisiert.

Man kann an diesem Gedicht schon ein typisches Merkmal von Hampeles Dichtung studieren, das man die Kunst des mehrsinnigen Schreibens nennen könnte. Der Autor nützt die Tatsache, dass viele Wörter mehrere Bedeutungen haben und dass sich deshalb im Kontakt der Wörter innerhalb eines Gedichts unterschiedliche Bedeutungsbeziehungen und damit auch mehrere Inhaltsebenen ergeben, die dann im Bewusstsein des Lesers gleichzeitig präsent sind, sich gegenseitig erhellen oder auch relativieren oder in Frage stellen, wie hier die Geographie, die Fitness-Welle, der Hohenloher und sein Wein. Das erhöht nicht nur den Reiz

des literarischen Spiels, sondern ist auch Verdichtung im eigentlichen Sinn, indem die Fülle der Welt gleichsam als Konzentrat konserviert wird.

Wenn man den neuen Gedichtband zu diesem besonderen Tag als Summe oder als Bilanz versteht, mag man mit einem gewissen Recht nach dem Persönlichen fragen. Aber diese Frage verkennt das Wesen der Lyrik. Diese ist zwar die subjektivste Dichtungsart, aber sie ist spätestens seit der Moderne keine offene Selbstaussage mehr. Walter Hampaes Lyrik ist zwar nicht hermetisch. Sie schließt den Leser nicht aus. Aber sie redet ihn auch nicht an und bezieht ihn nicht unmittelbar ein, auch wenn die Pronomina „wir“ und „uns“ im neuen Band deutlich häufiger vorkommen als in den ersten beiden hochsprachlichen Gedichtbändchen. Dort sind „wir“ und „uns“ ebenso wenig zu finden wie die Pronomina „ich“ und „du“. Man könnte die Gedichte charakterisieren als ein Selbstgespräch. Aber eher noch wirken sie wie Mitteilungen des Dichters an sich selbst, denn was wir da lesen, ist nicht die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, wie sie oft charakteristisch ist für Selbstgespräche, ist nicht die vertraute Du-Selbstanrede des mundartlichen Selbstgesprächs, wie es noch in den frühen Mundartbändchen zu finden ist, sondern schon das konzentrierte, verdichtete Ergebnis dieser Gedankenbewegungen, ein Destillat der Erfahrung. Man kennt Walter Hampele als einen Meister des Dialogs, des geschliffenen gesprochenen Worts. Er hat Jahrzehnte lang an der politischen Meinungsbildung mitgewirkt, Brücken geschlagen und Grenzen gesetzt, hat auf verschiedenen Ebenen mit höchstem Einsatz und mit Leidenschaft gelehrt und am wissenschaftlichen Diskurs teilgenommen. Die Lyrik aber ist bei ihm von Anfang an, und wird es von Band zu Band immer mehr, die Besinnung auf sich selbst, die Klärung der eigenen Position, seines ganz persönlichen Verhältnisses zum Leben und zu dessen Vergänglichkeit. Der Leser ist nicht ihr eigentlicher Adressat. Aber er ist eingeladen zur Teilhabe.

In dem neuen Band findet der Leser die vertrauten Themen, aber in neuem Licht und in anderer Perspektive. Wir finden auch wieder den spezifischen Hampele-Ton: die kurzen, meist zweihebigen Verse, reimlos und in freien Rhythmen. Sie haben eine ganz eigene rhythmische Bewegung – das fällt beim Lesen zunächst kaum auf, wird aber bewusst, wenn Hampele von diesem Ton einmal abweicht. Dieser Grundrhythmus entspricht den Atemzügen. Er strömt nicht, er gliedert, verlangsamt, staut. Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Einzelworts gelenkt. Die Denkfigur des Textes – je nachdem dialektisch, analog oder reihend – gewinnt Kontur. Weiterhin finden wir, vor allem in den Naturgedichten, die expressive Bildlichkeit, die wir von früheren Gedichtbänden her kennen, sich ihm aber jetzt auch zunehmend zum Sinnbild verdichtet. Charakteristisch ist ferner die aphoristische Zuspitzung, die Treffsicherheit der knappen Formulierung.

Viele moderne Dichter haben sich gegen die Regeln der Sprache aufgelehnt, die Form zerbrochen, sich Stil- und Tabubrüche geleistet, mit der Sprache experimentiert. Walter Hampele dagegen geht immer sehr achtsam mit der Sprache

um. Er arbeitet mit ihr, nicht gegen sie. In einfachen Sätzen oder knappen, verblosen Reihungen fügt er seine Aussagen aneinander. Dadurch wirken die Gedichte auf den ersten Blick schlicht, für den flüchtigen Leser vermeintlich durchsichtig. Aber dieser Eindruck täuscht.

Bei den frühen Gedichtbänden hatte man den Eindruck, dass sie noch geprägt sind vom rascheren Fluss des Sprechens im Dialog, von der argumentativen Auseinandersetzung. Jetzt sind die Gedichte nicht mehr rhetorisch, sondern poetisch motiviert, sie sind distanziert, reflexiv, abgeklärt – altersweise würde man gern sagen, wären da nicht die offenen Fragen, die Irritationen. Denn darin ist sich Walter Hampele ebenfalls treu geblieben. In seinen Gedichten gibt er keine fertigen Antworten. Die Texte sind eigentlich subtil konstruierte Denkspiele, die der Leser nachspielen muss, um seine eigenen Antworten zu finden.

Als Titel für sein neues Buch wählte Walter Hampele bescheiden und knapp nur ein Wort: „Spuren“. Wir müssen, was der Dichter von seinem Leser ja schließlich erwarten darf, den Titel genau bedenken und das Wort beim Wort nehmen. Spuren: Man kann Ihnen folgen, kann ihnen nachgehen. Spuren kann man lesen und deuten. Viele von uns wissen ja noch aus den Indianerbüchern der Kindheit, wie wichtig der Fährtenleser war. Man kann natürlich auch selbst Spuren hinterlassen. Jede Tätigkeit, jede Lebensäußerung hinterlässt irgendwelche Spuren. Andererseits ist es jedem denkenden Menschen eigen, immer neu darüber nachzusinnen, welche Spuren, welche Prägungen, welche Wirkungen das eigene Leben hinterlassen hat. Schließlich kann man auch gezielt Spuren legen, um jemanden auf eine Fährte zu locken – bei Krimiautoren gehört das geradezu zu ihrem Geschäft. Jede der genannten vier Bedeutungen gibt einen Hinweis, der für die Lektüre und das Verständnis von Hampeles Gedichten fruchtbar sein kann. Und noch eine weitere Bedeutung kommt in Frage: Man kann auch eine Spur bahnen, z. B. im Neuschnee, damit es die Nachkommenden leichter haben. Auch so könnte der Titel verstanden werden: Der Dichter bahnt den Weg zu einer Erkenntnis, auf dem der Leser ihm folgen soll.

Aber genug des Nachdenkens über den Titel. Schauen wir, was der Autor selbst uns als Lesehinweis gibt. Er verwendet das Wort „Spuren“ nämlich nicht nur als Titel des Buchs. Man findet es auch als Kapitelüberschrift, nämlich beim dritten Kapitel, und in diesem trägt schließlich auch noch ein einzelnes Gedicht die Überschrift „Spuren“. Man dürfte wohl kaum fehl gehen, wenn man dieses Gedicht als Schlüsseltext liest.

## SPUREN

Flüchtige Schrift,  
Wegemarken  
der Jahre.

Fast überwachsen  
in der Flur  
des Lebens.

Trittnarben  
des Woher  
und Wohin. (38)

Wer noch in der bäuerlichen Landschaft vor der Motorisierung der Landwirtschaft und vor der Flurbereinigung aufgewachsen ist, erinnert sich, wie das Dorf und die umgebende Feldflur durchzogen waren von einem Netz von schmalen Fußpfaden, nicht angelegt, sondern durch unzählige Füße der Grasnarbe oder dem Ackerboden eingepägt; verfestigt und geglättet durch unablässige Nutzung im notwendigen Gang von und zu den wechselnden Tätigkeiten, in der Regel die kürzesten Verbindungen zwischen Wohnplatz und Aufgaben herstellend. Diese Wege als Marken einer bestimmten Wirtschaftsform und mit dieser verschwunden, sind inzwischen überwachsen, verwildert, zugebaut. Man kann sich den Autor vorstellen, wie er einmal wieder in sein heimatliches Westheim zurückkehrt, nach den aus der Kindheit vertrauten Wegen sucht und feststellt, dass seine flüchtigen Erinnerungen sich kaum mehr irgendwo festmachen können, dass sich die Wege nur noch aus wenigen Anhaltspunkten im Gedächtnis rekonstruieren lassen.

Die Wendung „Flur des Lebens“ überschreitet dann den Rahmen der anschaulich-konkreten Erfahrung und macht das Bild zum Sinnbild für eine allgemeine Lebenserfahrung: Die Spuren, die das Leben hinterlassen hat, sind überlagert und zugewachsen durch späteres Erleben und lassen sich nur allmählich durch Erinnerungsarbeit lesbar und deutbar machen. Deshalb müssen wir noch einmal einen Blick auf die erste Strophe werfen. „Flüchtige Schrift, Wegemarken der Jahre“ – das ist für den Schriftsteller natürlich auch das, was er jetzt aufschreibt und früher geschrieben hat, ist für den Leser das, was auf dem Blatt vor ihm steht. Das Gedicht macht also gleichzeitig eine Aussage über die ehemals bäuerlich geprägte Landschaft, die ihrerseits Walter Hampele geprägt hat, eine Aussage über das Leben und das Erinnern und schließlich speziell über das Schreiben und Lesen. Wenn man in dem Gedicht nur eine dieser Ebenen wahrnimmt, greift man zu kurz. Vieldeutig wird in diesem Lichte dann die dritte Strophe: „Trittnarben des Woher und Wohin“. Man denkt an den konkreten ausgetretenen Weg, man denkt an die Narben und Tritte, die das Leben hinterlassen hat, und man wird zu guter Letzt nachdenklich, was die letzten beiden Zeilen sagen. Im Wegenetz des Dorfes war das Woher und Wohin selbstverständlich. Man bemerkt plötzlich, dass hier das Bild nicht mehr passt, die Idylle sich auflöst, das Fragen beginnt. Wir haben hier ein für Walter Hampele ganz typisches Gedicht. Er beginnt im Konkreten und Vertrauten, stößt den Leser auf möglichen Doppelsinn, bringt das Gedicht vordergründig zum Abschluss und wirft gerade damit die

Frage auf, die weiterführt und auf die der Leser seine je eigene Antwort zu finden hat.

Nicht von ungefähr folgt dem Gedicht „Spuren“ der Text „Sanduhr“:

SANDUHR

Zeit rinnt  
durch den Hals  
der Uhr.

Gegenwart  
fließt  
ins Gewesene.

Vergangenheit  
sammelt sich  
als Zukunft. (39)

Man muss die Überschrift zunächst ganz wörtlich nehmen, dann klärt sich der Bildbereich rasch. Jeder kann sich eine Sanduhr vorstellen. Aber der Autor hat in seiner Beschreibung ein Wort ganz unauffällig ersetzt: Er schreibt „Zeit rinnt“, obwohl natürlich der Sand durch den Hals der Uhr rinnt. Aber das ist für uns schon so sehr zum Bild der Zeit geworden, dass es uns gar nicht auffällt, wenn das eine Wort durch das andere ersetzt wird. Man könnte hier von einer „Rückwärtsmetapher“ sprechen – der Autor ersetzt das Bild durch den abstrakten Begriff und macht dadurch darauf aufmerksam, dass unser Sprachgebrauch durch Gewohnheit gedankenlos wird. Das ist eine der wichtigen Aufgaben eines Lyrikers. Die Schlussstrophe des Gedichts überrascht dann mit einer provozierenden Behauptung, die man zunächst als Unsinn abtun möchte: „Vergangenheit/ sammelt sich/ als Zukunft“. Jeder von uns weiß: Die Zeit verrinnt unaufhaltsam und unumkehrbar. Und doch ist auch unbestreitbar: Wenn man die Sanduhr umdreht, beginnt das Spiel von vorn. Im Leben selbst funktioniert das so nicht. Andererseits muss man auch zugeben, dass in der Vergangenheit immer auch die Zukunft – im Guten wie im Schlechten – angelegt ist. Das ist ein Gedankengang, der für Walter Hampele ganz zentral ist: Dass uns die Gegenwart unaufhaltsam entgleitet und Vergangenheit wird, dass sich aber die Vergangenheit ebenso unausweichlich immer wieder in der Zukunft auswirkt. Aber auch noch ein Anderes ist hier mitgedacht. Walter Hampele weist immer wieder darauf hin, dass Dichtung den Augenblick festhalten, das Verrinnen der Zeit wenigstens kurz stauen kann. Und hier passt das Sinnbild der Sanduhr wieder. Beim Lesen eines Gedichts verrinnt zwar die Zeit, aber wenn wir fertig sind, können wir, so oft wir wollen, wieder oben anfangen.

Walter Hampele hat sich viel mit der Vergangenheit auseinander gesetzt. Es wäre aber verfehlt, ihn für einen rückwärts schauenden Nostalgiker zu halten, der dem Vergangenen nachtrauert. Das würde seine Grundhaltung und seine Intentionen gründlich verkennen. Ich möchte es mit einem Wort seines schwäbischen Dichterkollegen Wilhelm König sagen: Er ist einer, der „am Alda hangat, dass es uff a nuie Ard weiter goht“. Wenn er, vor allem in seinen Prosaarbeiten, die Vergangenheit lebendig und anschaulich werden lässt, dann sehe ich dafür bei ihm drei Beweggründe: Dankbarkeit für das, was er im Leben an Gutem erfahren hat; die Überzeugung, dass man aus dem Vergleich mit der Vergangenheit Maßstäbe zur Beurteilung der Gegenwart gewinnen kann, und schließlich die Absicht, die Entwicklung und den Fortschritt deutlich zu machen, für die wir in vielen Bereichen ja durchaus dankbar sein dürfen. Wie dialektisch er das Verhältnis zur Vergangenheit sieht, hat Walter Hampele in einem Gedicht des Bands „Wiiderschbrich“<sup>3</sup> zum Ausdruck gebracht:

## RIGGSCHBIACHL

Gugg ned z viil  
 in da Riggschbiachl  
 bam Foahra,  
 sunschd sichsch bloaß  
 daß hinda  
 d Wäld  
 immer  
 klenner  
 wärd.

2

Iwwer dr groaßa Scheiwa  
 isch an klaaner  
 Schbiachl.  
 Aa wenn  
 färschich feahrsch  
 braugsch da Bligg  
 hindersche.

Die Themen „Gedenken und Vergessen“, „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ bilden im neuen Band einen roten Faden, was ja bei dem Buchtitel „Spuren“ nicht weiter verwunderlich ist. Ich möchte deshalb die Spurensuche wieder aufnehmen und noch auf ein paar Aspekte hinweisen.

3 Gerabronn und Crailsheim. 1982, S. 10.

Der Lyriker – und eigentlich jeder Schreibende – ist in einer schwierigen Situation, wenn er sich vornimmt, nicht über sich zu schreiben. Denn was er zu Papier bringt, sind seine Gedanken und Vorstellungen. Sie sind geprägt von seiner Erziehung, seinen Erfahrungen, gefärbt durch sein Wissen, seine Gefühle und Empfindungen und ausgedrückt zwar im Regelfall in der mit anderen geteilten Sprache, aber in seiner ganz individuellen, durch Region, Geschlecht, Alter und Milieu beeinflussten Wortwahl und Stilhaltung. So ist der Lyriker, dessen Material seine subjektiven Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühle sind, immer in seinem Gedicht präsent, auch wenn er sich und seine Empfindungen nicht explizit zum Thema macht. Auch wenn Walter Hampele scheinbar neutral die Natur beschreibt, sehen wir sie doch mit seinen Augen. Seine Themenwahl, seine Reflexionen, seine Komposition und seine Formulierungen verraten uns wahrscheinlich mehr und Tieferes über ihn, als dies freimütige Auskünfte über seine Befindlichkeit und über seine Lebenssituation tun könnten.

Das kann man am 4. Kapitel unseres Buches leicht deutlich machen. Es ist überschrieben: „Stifters Wald“. Biografischer Hintergrund ist eine Reise Hampeles in den Böhmerwald, deren markanteste Eindrücke er, wie oft bei seinen Reisen, für sich in Gedichten zusammengefasst und festgehalten hat, wie man das für andere Reisen in den beiden vorausgehenden Büchern und hier im neuen Buch auch im Kapitel V „Kreuzpunkte“ sehen kann. Zurück zum Kapitel „Stifters Wald“: Schon die Kapitelüberschrift zeigt, dass Walter Hampele nicht nur die reale Landschaft erfährt, sondern dass diese für ihn zugleich auch literarische Landschaft ist, die Heimat Adalbert Stifters, und dass er das, was er gesehen hat, mit den Schilderungen Stifters vergleicht. Die Landschaft bekommt damit eine historische Dimension, der Betrachter sieht mehr, weil er den Ist-Zustand auch als Ergebnis von Veränderungen in der zeitlichen Dimension wahrnimmt. „Stifters Wald“ ist also der Wald, den er mit seinen eigenen Augen sieht und gleichzeitig mit Stifters Augen zu sehen versucht. Die Differenz ist nicht überbrückbar. Und was er als Ergebnis dieser doppelten Perspektive im Gedicht festhält, ist noch einmal etwas anderes: Die Eindrücke sind gedeutet, geformt, auf den Begriff gebracht. Und so wird auch diese Kapitelüberschrift doppelsinnig. Man darf bei Walter Hampele voraussetzen, dass er das oft zitierte Hölderlin-Wort kennt: „Was bleibet aber/ das stiften die Dichter“. So wird „Stifters Wald“ im Gedicht auch zum „Wald des Stifters“, nämlich des Dichters, durch die kreative Aneignung. Wie Walter Hampele auch in diesem Kapitel die Bedeutung von Wörtern durch Kontextbeziehungen, Assoziationen und Erinnerungen auflädt, möchte ich an einem kleinen Gedicht verdeutlichen:

#### ADMIRAL

Zwischen Enzianstauden  
und Fingerhut  
schwarzrot ein Admiral.



Nirgends ein Schiff.  
 Gelassen segelt er  
 im Sonnenwind  
 des Steinernen Meers. (57)

Im Zusammenhang mit Blumen wird wohl jeder bei „Admiral“ zuerst an einen Schmetterling denken. Die Feststellung „Nirgends ein Schiff“ scheint deshalb völlig unnötig, ja unsinnig. Deshalb verblüfft die nächste Zeile, weil „segeln“ unstreitig ebenso zu einem Schiff wie zu einem Schmetterling passt. Wir erfahren hier, dass die Sache mit den sogenannten Bedeutungsfeldern des Wortschatzes oder den Isotopieebenen gar nicht so einfach ist. Eine Steigerung bringt dann die letzte Zeile mit dem geografischen Namen „Steinernes Meer“, der von den ursprünglichen Wortbedeutungen her eine Verbindung von krassen Gegensätzen ist und doch als metaphorischer Ausdruck „Meer von Steinen“ wieder völlig geläufig wirkt. Hampeles Kunst besteht darin, dass er seine Wörter so setzt und kombiniert, dass es uns auf den ersten Blick völlig normal scheint, wir aber beim zweiten Blick stutzig werden, anfangen nachzudenken und dann ein neues Netz von Bedeutungen knüpfen und dazu eigene Vorstellungen entwickeln. Beispielsweise schwingt bei „Admiral“ natürlich die militärische Bedeutung mit ihrer historischen Komponente mit. Da andere Gedichte dieses Kapitels an die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Böhmerwald erinnern, wird dem Leser plötzlich auch das Adjektiv „schwarzrot“ auffällig. Auch wenn Hampele sich auf zwei Farben beschränkt, wird mancher an „schwarzweißrot“ denken – was auf den Schmetterling ja durchaus ebenfalls zuträfe –, an die Flagge des deutschen Kaiserreichs, an Kaiser Wilhelms II. Flottenbau und an den Admiral Tirpitz. Das Gedicht verknüpft so – beim Autor wie beim Leser – die Wahrnehmung mit Spuren von Erfahrenem und Gelerntem, und es macht nachdenklich gegenüber der Sprache und gegenüber Geschichte und Gegenwart. Kaum nötig zu sagen, dass sich an solchen Gedichten die Konzepte der Rezeptionstheorie und des Konstruktivismus wunderschön verdeutlichen lassen.

Ein Beispiel für andere Lebensspuren in diesem Gedichtband: Eines der wenigen Gedichte mit explizitem biografischem Bezug hat den Titel: „Zum Geburtstag. Für Rose“. Die erste Strophe lautet:

Niemals bleiben die Tage und Stunden  
 des Lebens uns stehen,  
 schnell mit dem herbstlichen Wind  
 treiben die Blätter davon.  
 Nur die papierenen Blätter  
 im farbigen Buch der Geschichte  
 halten den Augenblick fest,  
 wie diese Verse es tun. (46)

Wir haben hier wieder das Thema des unablässigen Verrinnens der Zeit, aber auch die Feststellung, dass die Verse den Augenblick festhalten können. Ich zitiere das Gedicht hier aber aus einem anderen Grund. Vielleicht ist schon beim ersten Zuhören aufgefallen, dass es einen anderen Ton hat, als wir ihn normalerweise von Walter Hampele gewohnt sind, einen Ton, der an Vertrautes erinnert. Ich hatte eine Vermutung, versuchte entgegen dem Druckbild entsprechend zu lesen, und dann klang es so:

Niemals bleiben die Tage und Stunden des Lebens uns stehen,  
schnell mit dem herbstlichen Wind treiben die Blätter davon.

Nur die papierenen Blätter im farbigen Buch der Geschichte  
halten den Augenblick fest, wie diese Verse es tun.

Es ist ein klassisches Versmaß, es sind Distichen, wie wir sie von Goethe, Schiller und Hölderlin kennen. In diesem Versmaß schrieben die Klassiker ihre Xenien, was übersetzt „Gastgeschenke“ heißt – ein sehr sinniges Versmaß also für ein Gedicht zum Geburtstag. Wir haben hier eine Spur von Walter Hampeles Literaturstudium, eine Reminiszenz an seine Lektüren. Aber Hampele präsentiert diese Reminiszenz nicht plakativ als „Hommage à Schiller“, sondern macht den Bezug so unauffällig wie möglich durch die Veränderung des Druckbilds. Diese Vermeidung des Offensichtlichen ist sicher nicht als postmodernes Versteckspiel mit dem Leser im Intertextualitätsparcours zu sehen. Vielmehr geht Hampele hier Lebensspuren nach. Das antike Versmaß ist, so verstanden, eine der flüchtigen Wegmarken im Woher und Wohin, bei der er sich dankbar daran erinnert, was ihm unterwegs geschenkt wurde.

Wir haben bisher immer wieder gesehen, dass Walter Hampele erprobt, was unsere Sprache hergibt, dass er ihr – und damit natürlich auch dem Leser – einiges abverlangt. Man lernt bei ihm, auf Nuancen zu achten, mit Mehrdeutigkeiten zu rechnen, die Worte zu wägen. Dann dürfte auch das vielleicht irritierendste Kapitel dieses Bandes keine Schwierigkeiten machen. Es ist Kapitel VI und hat den Titel „Mathematik des Lebens“. Was im ersten Anlauf als weit hergeholtete Metaphorik erscheinen mag, leuchtet bei kurzem Nachdenken ein: Wir alle sind irgendwann berechnend, investieren in eine Beziehung und bilanzieren sie später, suchen den gemeinsamen Nenner und verkalkulieren uns manchmal. Aber Hampele geht es nicht darum, die ursprüngliche Bedeutung von Redensarten wieder bewusst zu machen. Er benutzt vielmehr die Sprache der Mathematik, um wesentliche Einsichten anschaulich, verblüffend einfach und vor allem formelhaft kurz festzuhalten:

#### GRUNDRISS

Selbst die Pyramiden  
schrumpfen im Grundriss  
zu einem durchkreuzten  
Quadrat. (75)

Aber im vorausgehenden Gedicht hat er auch vor der unbedachten Anwendung dieser Methode gewarnt:

AUFRISS

Alles verliert  
seine Fülle  
bei der Reduktion  
auf eine Dimension. (74)

Das passt auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche. Man kann den Text aber auch als eine selbstkritische Anmerkung des Autors zu den eigenen Gedichten lesen, die bei seiner Neigung, alles aphoristisch-knapp „auf den Punkt“ zu bringen, sich immer dem Risiko aussetzen, den Gewinn an Prägnanz mit dem Verlust an Fülle der Vorstellungen und sinnlichen Eindrücken zu bezahlen.

Wie mir Walter Hämpele sagte, entspringen diese Gedichte übrigens der lange nachwirkenden Faszination der Begegnung mit Algebra und Geometrie in der Schule. Auch hier also Lebensspuren. Auch hier steht gerade hinter der scheinbar ganz unpersönlichen Aussage der Mensch, die ganz persönliche Erfahrung. Die Mathematik hat im Übrigen auch in anderer Weise in Hämpeles Gedichten ihren Niederschlag gefunden. Es ist auffällig, wie häufig diese in Parallelen, Spiegelungen, Entgegensetzungen oder im Dreisatz aufgebaut sind und wie oft mathematische Ausdrücke metaphorisch verwendet werden.

Nach der kühl-abstrakten und übersichtlichen „Mathematik des Lebens“ folgt als letzte und fast doppelt so umfangreiche Gedichtgruppe das Kapitel „Labyrinth“ als Kontrapunkt. Das Schlussgedicht dieses 7. Kapitels und damit des ganzen Buchs trägt den Titel „Coincidentia oppositorum“. Man könnte ihn mit Martin Walsers Worten übersetzen: „Nichts ist ohne sein Gegenteil wahr.“ Die ersten beiden Strophen lauten:

Das Unberechenbare  
berechenbar machen  
und fruchtbar im Leben.

Im Berechenbaren  
das Unfassbare  
annehmen. (102)

Das ist die Spannung zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen lebenspraktischer Rationalität einerseits, Imagination und Poesie andererseits, zwischen Aufklärung und Romantik. Das ist auch die Spannweite von Walter Hämpeles Leben. Sie prägt ebenso seine dichterische Schreibweise, die deutlich machen will: Nichts ist, was es scheint, der Gegensatz einer Aussage ist mitzu-

denken, Bedeutungen ändern sich mit den Kontexten und den Perspektiven. Gedichte sind allenfalls „flüchtige Wegemarken im Woher und Wohin“. Und wozu braucht man sie dann, wozu schreibt man Gedichte auch im achten Lebensjahrzehnt und, wie wir dem Jubilar wünschen, noch lange darüber hinaus?

Eine der möglichen Antworten gibt ein kurzes Gedicht aus dem früheren Band „Himmel im Gegenlicht“<sup>4</sup>.

#### IM VERS

Eingesperrt im Vers  
hat die Schwermut  
keine Macht.

Aus den Zeilengittern  
schaut sie dich  
tröstlich an.

Ein Dichter – ich glaube, es war Paul Celan –, hat einmal sinngemäß gesagt: „Ein Gedicht ist wie eine Flaschenpost. Der Autor weiß nicht, ob es den intendierten Leser jemals erreicht und wenn, ob er die Botschaft versteht.“ Ich durfte heute für Sie die Flaschenpost öffnen und Ihnen die Schatzkarte zeigen. Suchen und graben müssen Sie jetzt selber.

4 Gerabronn und Crailsheim. 1989, S. 73.